



Otmar Alt, Telefonobjekt

„Wer verstanden werden will, muss zuhören.“*

Prof. W. Schmitz, 2010

Im Jahr 2006 kam ein bemerkenswerter Film auf den internationalen Markt: „Babel“ von Alejandro González Iñárritu – mit Brad Pitt, Cate Blanchett, Gael García Bernal und anderen. Im Mai 2006 erhielt er in Cannes den Preis für die beste Regie, anschließend neben vielen anderen Auszeichnungen auch einen Golden Globe und den Ökumenischen Jury Preis jeweils für den besten Film. In Deutschland ist „Babel“ am 21.12.2006 angelaufen. (Wer ihn noch nicht gesehen hat, der kann ihn nun sicher auf DVD erhalten und dies nach holen.)

Das Babel des Films ist das heutige Babel, dem das biblische schwerlich nahe kommt:

Als zwei junge marokkanische Ziegenhirten mit der Waffe ihres Vaters herumspielen und leichtfertig ein paar Kugeln abfeuern, verändert sich das Leben von vier völlig unabhängigen Parteien in weit entfernten Weltgegenden und Kulturen. Neben einem amerikanischen Ehepaar, das durch Marokko reist, der marokkanischen Familie der Ziegenhirten und einem japanischen Vater mit seiner rebellischen gehörlosen Tochter, gerät auch ein mexikanisches Kindermädchen, das mit zwei amerikanischen Kindern über die Grenze zurück in die USA reisen will, in ein unbegreifliches Chaos.

Obwohl es in dieser modernen Parabel in Anlehnung an die babylonische Sprachenverwirrung natürlich auch um die Verschiedenheit der Sprachen geht: Arabisch und Englisch in Marokko, Englisch und Spanisch in Kalifornien und Mexiko, Japanisch und die japanische Gebärdensprache in Tokyo – geht es dem Film im Kern doch um die Gemeinsamkeiten, die Ähnlichkeiten zwischen den Menschen.

* Prof. Dr. H. Walter Schmitz, Universität Duisburg-Essen, Überarbeitete Fassung des anlässlich der Jahreskonferenz Jugendseelsorge 2010, Passau, 08.-11.11.2010, gehaltenen Eröffnungsvortrags.

Zum kommunikationstheoretischen Hintergrund der hier vorgetragenen Überlegungen vgl. etwa H. Walter Schmitz: Über Hörer, Hören und Sich-sagen-Hören. Anmerkungen zur vernachlässigten anderen Seite des Kommunikationsprozesses; in: (Hrsg.) H. Walter Schmitz: Vom Sprecher zum Hörer. Kommunikationswissenschaftliche Beiträge zur Gesprächsanalyse. Münster: Nodus Publikationen 1998, 55-84.

„Für mich“, so der Regisseur, „stellen die Vorstellungen und Vor-Urteile, die wir haben und die uns wirklich voneinander getrennt halten, das Problem dar. Davon handelt der Film.“

„Mit Babel wollte ich den Widerspruch erforschen zwischen dem Eindruck, dass die Welt durch all die Kommunikationswerkzeuge, über die wir verfügen, kleiner geworden sei, und dem Gefühl, dass die Menschen dennoch unfähig seien, sich selbst auf einem grundlegenden Niveau auszudrücken und untereinander zu kommunizieren.“

„Ich versuchte zu zeigen, was mit uns momentan passiert. Wir sehen den ‚anderen‘ immer als abstrakt, so dass Anderssein heißt, gefährlich und nicht fähig sein, den anderen zu verstehen. Dies geschieht nicht nur von Land zu Land, sondern gegenüber Vätern, Söhnen, Ehemännern [...] Wir sind nicht mehr in der Lage zuzuhören.“¹

Dadurch begründet also lautet verständlicherweise der Untertitel der englischen Originalversion des Films: „Listen“ (Höre zu/Hört zu).

Der Untertitel der deutschen Version lautet: „Wer verstanden werden will, muss zuhören.“ Ohne Ausrufungszeichen, einfach als Feststellung. „Wer verstanden werden will, muss zuhören.“ – Für viele von uns ist dieser Satz verwirrend, wir verstehen ihn nicht auf Anhieb. Er ist eine Kränkung unseres Alltagsdenkens, denn er widerspricht unserem gewohnten Bild und Verständnis von Kommunikation. Wir alle haben eine Vorstellung, eine Alltagstheorie von Kommunikation und ihrem Funktionieren. Sie ist uns mit unserer Sprache und unserer Kultur im Zuge unserer Sozialisation als selbstverständliche Sichtweise vermittelt worden. Bei manchen ist diese Alltagstheorie auch angereichert worden durch die Lektüre von (populärer und popularisierender) Fachliteratur; so kennen sicher einige Friedrich Schulz von Thun („Miteinander reden“) oder Paul Watzlawick und andere („Menschliche Kommunikation“)² oder auch Ratgeberliteratur zum Thema „Kommunikation“.

Beherrschend im Alltagsdenken ist das **Transportmodell der Kommunikation**. Nach dem Transportmodell der Kommunikation werden Gedanken und Gefühle in Worte gefasst, zu Inhalten von Worten. Mit Worten werden sie ausgedrückt, aus dem Inneren des Sprechers nach außen gebracht, geäußert. Dort draußen sind Gedanken und Gefühle wie Dinge, sie existieren im äußeren Raum unabhängig von denkenden und fühlenden Individuen. In ihrer verdinglichten Form gelangen sie in andere Köpfe, indem die Worte empfangen, entgegengenommen und ihnen dann die Gedanken und Gefühle des Sprechers entnommen werden. – Das impliziert natürlich auch: Ein Wort eine Bedeutung, und zwar immer dieselbe Bedeutung.

Auf Grund dieses Transportmodells gilt im Alltag: Kommunikation ist einfach; wer sprechen kann, kann sich auch verständigen; Äußerungen und Sprecher zu verstehen ist keine Kunst usw.

¹ Meine Übersetzung; im Original:

„For me, I think the problem is the ideas and preconceptions that we have that really keep us apart. That's what the film's about. And at the same time, I want this film to be basically about what separates us and what brings us together. I think that's the key element: What makes us the same people living in the world and not what are our differences. Which ones are the similarities and I hope this film communicates that.“ – „With Babel,“ explains Alejandro González Iñárritu, „I wanted to explore the contradiction between the impression that the world has become quite small due to all the communication tools which we have, and the feeling that human beings are still incapable of expressing themselves and communicating amongst themselves on a fundamental level.“ – „I tried to show what is going on with us at the moment. We see the ‚other‘ as always abstract, so that to be different means to be dangerous and not able to understand the other. This is happening not only country between country, but against fathers, against sons, against husband... We are not able to listen anymore.“ (http://web.archive.org/web/20070320041423/http://www.festival-cannes.fr/films/fiche_film.php?langue=6002&id_film=4352770)

² Vgl. Friedemann Schulz von Thun: Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981 (und neuere Auflagen); Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern/Stuttgart/Wien: Hans Huber 1969 (und neuere Auflagen).

Unser gesamtes Vokabular für das Sprechen über Kommunikation entstammt diesem Modell und verfestigt es in unseren Köpfen: Sender – Empfänger – Mitteilung – Botschaft – und viele andere mehr. So wundert es nicht, dass dieses Modell auch lange das Verständnis dessen geprägt hat, was heute „Glaubenskommunikation“ genannt wird: „Noch vor wenigen Jahrzehnten hat man andere Leitbegriffe [als ‚gelingende Glaubenskommunikation‘] gewählt und von der ‚Weitergabe des Glaubens‘ gesprochen.“ – Oder schlicht von „Glaubensweitergabe“, „Verkündigungsdienst“ etc.³

Letztlich präsentiert uns das Transportmodell eine reine Sprecherwelt. In dieser Weltsicht und nach diesem Modell wird Kommunikation als immer schon gelingend und selbstverständlich erfolgreich unterstellt. Treten Probleme auf, bietet das Modell sogleich Erklärungen dafür. Erst wenn ein gravierendes oder gar dauerhaftes Problem unabweisbar wird, wenn z.B. ein Ehepaar sich schon lange nicht mehr versteht oder Welt und Sprache der Jugendlichen mit der offiziellen Sprache der Kirche nicht mehr vereinbar oder verträglich erscheinen – dann beginnt ernsthafteres, gründlicheres Nachdenken über Grundlagen und Funktionieren von Kommunikation – und vielleicht ist auch die Einladung eines Kommunikationswissenschaftlers, auf einer Jahrestagung der Jugendseelsorge zu sprechen, ein Indiz für ein von vielen verspürtes gravierenderes Kommunikationsproblem.

Das unser Alltagsdenken beherrschende Transportmodell der Kommunikation ist jedoch unhaltbar. Denn kein Gedanke verlässt unseren Kopf, wenn wir sprechen. Es findet also kein Transport von Inhalten (Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen) statt. Und die Bedeutung einer Äußerung ändert sich in Abhängigkeit von Situation, Sprecher und Adressat. Worte haben also keine festen, unveränderlichen Bedeutungen! Und vor allem gilt: Ein Wort, einen Satz verstehen ist keineswegs dasselbe wie einen Sprecher verstehen.

Machen wir ein kleines Experiment, das überall in Gedanken wie mit Bleistift und Papier wiederholbar ist: Lesen oder sprechen Sie nacheinander die folgenden Stücke einer Beschreibung einer Szene. Machen Sie nach jedem Passus der Beschreibung eine Pause und versuchen Sie sich den so beschriebenen Teil der Szene vorzustellen oder lassen Sie ihn von anderen zeichnen. Fahren Sie dann mit dem nächsten Stück der Beschreibung fort, machen Sie wieder eine Pause und so weiter bis zum Ende. Hier nun die vier Beschreibungsstücke, denen Sie Schritt für Schritt wie vorgeschrieben folgen sollen:

Es war ein großer heller Raum –
In seiner Mitte stand ein alter Eichentisch –
darauf eine wertvolle Vase –
Die Schnittblumen dufteten stark.

Wenn Sie dieses Experiment für sich alleine machen, so werden Sie sehr wahrscheinlich feststellen, dass Sie in Ihrer Vorstellung oder in Ihrer Zeichnung die Schnittblumen in die Vase gestellt haben – obwohl der Beschreibungstext selbst dies so nicht explizit enthält. Das heißt, dass wir als Leser oder Hörer konstruktiv tätig sind und hier z.B. unter Nutzung unseres Wissens um Schnittblumen, Wasser und Vasen eine eigenständige Ergänzung vornehmen, eine sachliche Verbindung herstellen, die weit über das Verstehen von Worten und Sätzen hinausgeht. Da dies so ist, kann der Sprecher die Eigenleistungen des Hörers voraussetzen und nutzen, sich also auf Hinweise und Andeutungen beschränken. Wir können also als wichtiges Ergebnis unseres Experiments festhalten: Der Hörer/Leser ist aktiv, er schafft sich sein Verständnis, mit seinen Mitteln, vor seinem Hintergrund – lediglich angeleitet, geführt vom Sprecher/ Autor.

³ Karl Ernst Nipkow: Grundoptionen gelingender Glaubenskommunikation in lerntheoretischer und anthropologisch-theologischer Spiegelung; in: (Hrsg.) Reinhold Boschki, Klaus Kießling, Helga Kohler-Spiegel, Monika Scheidler, Thomas Schreijäck: Religionspädagogische Grundoptionen. Elemente einer gelingenden Glaubenskommunikation. Für Albert Biesinger. Freiburg/Basel/Wien: Herder 2008, 44-56, hier: S. 44.

Dass Hörer oder Leser aufgrund ihres unterschiedlichen Wissens und verschiedener Erfahrungen auch zu sehr verschiedenen Konstruktionen und Verständnissen gelangen, lässt sich leicht feststellen, wenn man dieses Experiment mit mehreren Personen gleichzeitig macht und dann ihre Zeichnungen miteinander vergleicht: Wie ein alter Eichentisch und eine wertvolle Vase aussehen, darin divergieren die Auffassungen der Hörer/Leser zum Teil recht erheblich – und einige, wenn auch wenige Testpersonen legen die Schnittblumen auf den Tisch oder den Boden.

Alles dies zwingt uns zu einer veränderten Sicht auf Kommunikation, wobei hier unter „Kommunikation“ zunächst ganz allgemein ein Prozess zwischenmenschlicher Verständigung verstanden werden soll. Als wesentliche Elemente einer solchen veränderten und angemesseneren Sicht auf Kommunikation seien die folgenden angeführt:

Die wenigstens zwei Kommunikatoren verfügen als theoriebildende Wesen über je individuelle Welttheorien, d.h. mehr oder weniger systematisch aufgeordnete Erfahrungs- und Wissensbestände, zu denen auch eine je individuelle Kommunikationstheorie gehört, an der das eigene Kommunikationsverhalten ausgerichtet ist. Dafür, dass diese stets individuellen Theorien der Gruppen- oder Gesellschaftsmitglieder einander ähnlich, zumindest miteinander kompatibel werden und bleiben, sorgen gesellschaftliche Sozialisations-, Kontroll- und Korrekturinstanzen.

Die Kommunikatoren verwenden als Kommunikationsmittel Zeichen, also z.B. Worte, Gesten, Schrift, deren materieller Seite (Laut, Schriftbild) qua gesellschaftlicher Konvention eine Bedeutung zugeordnet ist.

Kommunikation ist nun zu begreifen als eine Gemeinschaftshandlung von Sprecher und Hörer, Autor und Leser mit dem Ziel des Verstehens (im Hörer!); darin führt oder leitet der Sprecher den Hörer unter Verwendung von Zeichen gemäß seiner Mitteilungsabsicht, und der Hörer lässt sich leiten, folgt dem Sprecher in seinen Verstehensbemühungen. Nach jedem Sprecherwechsel kehren sich die Rollen und Aufgaben um.



Patrice Jacopit, Nemo

Über das Ziel des Verstehens hinaus verfolgen wir in Kommunikation immer noch einen Zweck: der andere soll etwas akzeptieren, für wahr halten, glauben, zu etwas überredet oder überzeugt werden (also etwas Inneres tun); oder er soll etwas tun, unterlassen, erdulden (eine äußere Handlung ausführen). Der Kommunikationserfolg (B hat A verstanden) kann zum einen über Nachfragen gezielt überprüft werden oder auch aus Folgeäußerungen von B erschlossen werden. Da aber auch der Erfolg der Überprüfungskommunikation nicht gesichert ist, bleibt eine prinzipielle Ungewissheit, ob man sich verstanden hat oder nicht!

Der Kommunikationserfolg kann zum anderen anhand des verfolgten Kommunikationszwecks überprüft werden. Ist der verfolgte Zweck ein innerer (akzeptieren, für wahr halten, glauben), so ist auch hierzu wiederum Kommunikation nötig: Man lässt B z.B. das Glaubensbekenntnis aufsagen. Auch hier bleibt also eine prinzipielle Ungewissheit hinsichtlich des Erreichens des Kommunikationserfolgs! Und daher hat Karl Ernst Nipkow recht, wenn er bezogen auf Glaubenskommunikation feststellt: „Religionspädagogen sind nicht Herren der Resultate ihrer Einwirkungen. Wir verfügen nicht über das ‚Innerste‘ des Geistes eines anderen.“⁴ – Ist der verfolgte Kommunikationszweck ein äußerer, eine Handlung, ein Tun, das wir dann auch tatsächlich am anderen beobachten, so nehmen wir an, dass zuvor verstanden worden ist; aber selbst hier können wir uns täuschen oder getäuscht werden.

Die bisher vorgetragenen Änderungen unserer Sicht auf Kommunikation sind allerdings noch nicht ausreichend. Darüber hinaus müssen wir auch die uns durch Erziehung und Alltagsdenken zur zweiten Natur gewordene sprecherzentrierte Betrachtung und Praxis der Kommunikation aufgeben und statt dessen aus der Perspektive des Hörers oder Lesers auf den Kommunikationsprozess blicken. Für eine solche Umorientierung unseres Denkens über Kommunikation und in der jeweiligen Kommunikation seien im Folgenden die wichtigsten Argumente kurz angeführt:

„Wir sprechen nicht, um gehört zu werden, sondern weil wir gehört werden“. Denn alles Sprechen oder Mitteilen ist sinnvoll nur unter der Voraussetzung, dass der Sprecher schon einen Hörer hat, der ihm zuhört, und dass der Autor berechtigterweise erwartet, dass es einen Leser geben wird.

Zudem darf ja nicht vergessen werden, dass das Ziel der Gemeinschaftshandlung „Kommunikation“ (das Verstehen) im Hörer liegt. Alle Äußerungen oder Mitteilungen sind daher auf seine Absichten, Fähigkeiten, Voraussetzungen, sprachlichen und geistigen Mittel, seine individuelle Welttheorie hin zu berechnen und von dort her zu entwerfen. Dieser kommunikativen Orientierung des Sprechers am Hörer entspricht, was in Bezug auf Glaubenskommunikation die „Subjektorientierung als religionspädagogische Grundoption“⁵ genannt wird.

Es ist nicht nur der Sprecher, der Absichten in der Kommunikation verfolgt. Als Hörer haben wir ebenfalls Absichten und Ziele; wir hören zu, um zu lernen, um uns zu unterhalten, um eine Antwort auf eine Frage oder eine Lösung für ein Problem zu erhalten; oder um Strafe oder anderen Nachteilen zu entgehen, beugen wir uns einem Zwang. Daher ist die gängige Auffassung, nach der Sprecher ihre Hörer wählen, weit eher und häufiger umzukehren: Hörer wählen ihre Sprecher. Es wählt nämlich der Leser die Zeitung oder das Buch, der Rezipient schaltet den Radio- oder Fernsehsender ein, und auch im Unterrichts-, Party- oder Tischgespräch hängt es vom Wollen, von der Absicht, der getroffenen Wahl des anderen ab, ob er uns oder anderen oder gar nicht zuhört. In diesem Sinne gilt denn auch die Regel: Der Hörer eröffnet das Gespräch.

⁴ Karl Ernst Nipkow: Grundoptionen gelingender Glaubenskommunikation in lerntheoretischer und anthropologisch-theologischer Spiegelung; in: (Hrsg.) Reinhold Boschki, Klaus Kießling, Helga Kohler-Spiegel, Monika Scheidler, Thomas Schreijäck: Religionspädagogische Grundoptionen. Elemente einer gelingenden Glaubenskommunikation. Für Albert Biesinger. Freiburg/Basel/Wien: Herder 2008, 44-56, hier: S. 46.

⁵ Reinhold Boschki, Klaus Kießling, Helga Kohler-Spiegel, Monika Scheidler, Thomas Schreijäck: Grundoptionen der Religionspädagogik; in: (Hrsg.) Reinhold Boschki, Klaus Kießling, Helga Kohler-Spiegel, Monika Scheidler, Thomas Schreijäck: Religionspädagogische Grundoptionen. Elemente einer gelingenden Glaubenskommunikation. Für Albert Biesinger. Freiburg/Basel/Wien: Herder 2008, 19-43, hier: S. 20f.

Die Absichten und Ziele des Hörers muss der Sprecher berücksichtigen. Verfehlt er sie, verliert er seine Hörer, und die Kommunikation scheitert. Kommunikation kann nur in der Kooperation von Sprecher und Hörer gelingen.

Die bis hierhin entfalteten Überlegungen führen uns zu dem eingangs als verwirrend und dem Alltagsdenken widersprechend gekennzeichneten Leitsatz meiner hier skizzierten kommunikationstheoretischen und kommunikationspraktischen Position: Wer verstanden werden will, muss zuhören.

Dieser Leitsatz kann in mehrfachem Sinne Gültigkeit beanspruchen:

Erstens und grundsätzlich: Da der Sprecher/Autor seine Rede vom Hörer/Leser her entwerfen muss, von dessen Absichten, Fähigkeiten und Sprache allgemein: von dessen Welt her, damit der Hörer/Leser ihn versteht, muss der Sprecher/Autor zuerst und immer wieder neu seinem Hörer/Leser zuhören, um ihn und seine Welt kennen und verstehen zu lernen. Man denke nur an das Sprechen mit Kindern oder an den Entwurf einer erfolgreichen Werbekampagne.

Zweitens: Verstehen ist nur selten in einem Zug zu erreichen. Auf die erste Äußerung folgen häufig Rückfragen oder Erwiderungen, die auf unzureichendes Verstandenhaben schließen lassen und denen der ehemalige Sprecher nun aufmerksam und um Verstehen bemüht zuhören muss, damit er dann die Fragen beantworten, das Missverständnis beheben oder allgemein die mitzuteilenden Inhalte in neue, andere, vielleicht besser verstehbare Worte (Umschreibungen, Paraphrasen) fassen kann. Aus dieser Perspektive ist ein Vortrag, der charakteristischerweise monologischer Art ist, letztlich nur vertretbar in Verbindung mit der anschließenden Möglichkeit zum Dialog, also der Möglichkeit, Verständnisfragen zu stellen und später auch darüber zu diskutieren.

Drittens: Der Kommunikationserfolg, das gegenseitige Verstehen, ist nie gewiss, vielmehr immer gefährdet. Daher sind immer auch Verständnisüberprüfungen nicht nur angeraten, sondern erforderlich. Prüfen kann der Sprecher das Verständnis des Hörers aber nur, indem er selbst zum Hörer und jener zum Sprecher wird.



Wolfgang Steinberg, Ohne Titel

Aus allen drei genannten Punkten ergibt sich die Notwendigkeit des Dialogs bzw. die Notwendigkeit dialogförmiger oder gesprächsformer Kommunikation, wenn die Kommunikation gelingen soll. Das schließt nicht aus, dass es innerhalb eines längerfristigen Kommunikationsprozesses auch den einen oder anderen längeren Monolog (Vortrag, Rede, Predigt) gibt. Aber es schließt die dauerhaft einseitige Zuteilung der Sprecherrolle aus. Alle Institutionen neigen vor allem aus machtpolitischen Gründen zu einer Monopolisierung der Sprecherrolle für die leitenden Funktionsträger; immer ist Entfremdung zwischen Funktionsträgern und einfachen Mitgliedern, zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Klerikern und Laien die Folge. Schlimmer noch: Auf Seiten der Funktionsträger geht im Laufe der Zeit die Fähigkeit zur dialogförmigen Kommunikation verloren, also die Fähigkeit zu der Kommunikationsform, die am ehesten die Chance auf ein Gelingen der Kommunikation birgt. Wenn z.B. darüber Klage geführt wird, „[...] dass viele Priester und Theologen vor Fragen Angst haben. Sie gehen den Fragen aus dem Weg und denken, man will an ihren Grundfesten kratzen“, so Christian Stückl, der mehrmals bei den Passionsspielen in Oberammergau Regie führte.⁶ dann ist das ein kritisches Anzeichen für den Verlust der genannten Fähigkeit zu dialogischer Kommunikation.

Diesem meinem kommunikationswissenschaftlichen Plädoyer für den Dialog entspricht unter den in der Literatur diskutierten religionspädagogischen Grundoptionen die beziehungsorientierte Option, die einen dialogischen Ansatz präferiert und die Bedeutsamkeit der Beziehung zwischen den Kommunikatoren für das Kommunikationsgeschehen betont.

Von diesen Grundüberlegungen her ist über die Rahmenbedingungen, die Möglichkeiten und Formen von Glaubenskommunikation nachzudenken. Zu den Rahmenbedingungen gehören die sozialen Regeln, die die Möglichkeiten der Themenwahl für Kommunikation je nach Ort, Zeit und Kommunikationspartner durchaus einschränken können. Und in unserer weitgehend säkularen Gesellschaft ist die an seinen Doktorvater gerichtete Frage des Doktoranden „Glauben Sie an Gott, Herr Professor?“ nicht nur unüblich, sondern unangebracht, zumal als Eröffnung eines Tischgesprächs im Restaurant. Freier von solchen Beschränkungen sind da Bekenntnisse oder allgemein Selbstaussagen, die ihrerseits allerdings der Beglaubigung durch Vertrauen in den Bekennenden oder durch sein praktisches Handeln, sein Leben bedürfen, damit sie als überzeugend angenommen werden können. Aber wie auch die Frage nach den Formen der Glaubenskommunikation ist alles dies einerseits selbst wiederum thematisierbar im Gespräch mit anderen; andererseits sind solche Fragen beantwortbar und entscheidbar aus dem Verstehen der anderen, also aus dem bescheidenen Zuhören (im Unterschied zum überheblichen Sprechen). Oder wie es bei Jakobus 1, 19 heißt: „Wisst, meine geliebten Brüder: Jeder Mensch sei schnell bereit zum Hören, langsam zum Reden und langsam zum Zorne.“

H. Walter Schmitz
Universität Duisburg-Essen

⁶ Vgl. Matthias Morgenroth: Der Himmel über Bayern. Auf der Bühne dürfen auch evangelische Engel mitspielen, sagt Christian Stückl, der in diesem Jahr in Oberammergau ein ganz anderes Jesus-Bild zeigen will; Publik-Forum, Nr. 10, 2010, S. 58-60, hier S. 58.



**Jahresbericht
der
TelefonSeelsorge
Hamm
2011**

**Wer
verstanden
werden
will,
muss zuhören!**



IMPRESSUM

Träger

Evangelischer Kirchenkreis Hamm
Gemeindeverband Kath. Kirchengemeinden Hellweg

Herausgeber

TelefonSeelsorge Hamm
Postfach 2544
59015 Hamm
<http://www.telefonseelsorgehamm.de/>

Freundes- und Förderkreis

Spendenkonto:
Konto-Nr.: 492 090
BLZ: 410 500 95
Sparkasse Hamm

Notruf

0 800 111 0 111 // 0800 111 0222
(rund um die Uhr erreichbar)

Titelbild: Telefonprojekt von Gordon Brown